

dabei, Kreuzottern aber tun das nicht immer. Sollte kein Züngeln und kein Drohen helfen, wird sie aus dieser Haltung schließlich vorschnellen und zubeißen – bis dahin aber hat sie alles getan, um den Unvorsichtigen zu warnen.

Also – wer auf Nummer sicher gehen will, der beherzige den einfachen Rat: Finger weg von allem, was nach Schlange aussieht. Wer aber die Kreuzotter-Spielregeln kennt und sich dran hält, der kann die tollsten Dinge mit ihnen erleben. Ich habe schon Gebiete aufgesucht, in denen sich Kreuzottern, Männchen wie Weibchen, im Frühjahr in hellen Scharen zur Paarung versammeln – und habe mich mitten unter sie auf den Boden gelegt, bin sozusagen auf Augenhöhe mit ihnen gegangen und habe Kreuzottern seelenruhig aus dreißig Zentimetern Entfernung fotografiert. Alle waren so freundlich, links und rechts an mir vorbeizukriechen, keine hat mir Beachtung geschenkt.

Und mehr darf man nicht erwarten. Freundschaften fürs Leben schließen Kreuzottern nicht einmal mit ihresgleichen. Wir sollten auch immer ein Augenmerk darauf haben, das wir die Tiere nicht wirklich stören.

Die Sprachen des Waldes

Natürlich wusste ich immer, dass Tiere anders sind. Schutzbedürftiger zum Beispiel. Wäre meine Mutter sonst so extrem dahinterher gewesen, dass ich alle Tiere gut behandle? Hätte sie mir sonst eingetrichtert, dass Tiere Gefühle haben wie wir? Nicht einmal Pflanzen durfte ich ohne Grund ausreißen. »Schenk mir keine Schnittpflanzen«, ermahnte sie mich, »schenk mir lieber eine Topfpflanze.« Offenbar war aus ihrer Sicht die ganze Natur uns Menschen ausgeliefert und damit in Gefahr.

Später machte ich die Erfahrung, dass es auch in der Tierwelt ganz schön rau zugehen kann. Vor etwa zwanzig Jahren, in meiner Zeit als Totengräber, beobachtete ich den Jagdunfall eines Sperbers. Auf unserem Friedhof stand ein kleiner Bagger zum Ausheben von Gräbern, bei dem waren die Seitenscheiben wegen der sommerlichen Hitze halb heruntergelassen, und auf der Flucht vor einem Sperber schoss ein kleiner Singvogel durch diesen Bagger, zum einen Fenster rein und zum anderen wieder raus. Der größere Sperber hinterher, aber so rasant, so ungestüm, dass ihm ein Navigationsfehler unterlief und er ungebremst gegen die Scheibe knallte. Er war augenblicklich tot, und solche Unfälle waren häufiger zu beobachten. Sperber auf der Jagd riskieren tatsächlich alles, als würde bei ihnen der Verstand aussetzen; sie sind tollkühne Draufgänger. Ein derart unerbittlicher Jagdinstinkt dürfte in der Menschenwelt nun wieder selten sein.

Aber klar, wenn wir über die Unterschiede zwischen Mensch und Tier nachdenken, fallen uns als Erstes ganz andere Dinge ein. Körperliche Merkmale wahrscheinlich – dass die einen zwei Beine und zwei Arme haben und die anderen entweder auf vier Beinen laufen oder statt der Vorderbeine Flügel haben. Oder, wie im Fall der Kreuzotter, weder Beine noch Flügel. Ein anderer Unterschied fällt genauso ins Auge: Die einen sind mit nackter Haut überzogen, die anderen zusätzlich mit einem Fell oder mit Federn, wobei die Kreuzotter wieder eine Ausnahme macht und Schuppen hat – und so weiter ...

Wer länger nachdenkt, kommt vielleicht auf einen weiteren wesentlichen Unterschied. Vielleicht ist es der Unterschied, der uns wirklich voneinander trennt, nämlich die Art und Weise der Verständigung, die Sprache, denn Menschen verständigen sich über die Stimme, Tiere nutzen dazu überwiegend die Ausdrucksmöglichkeiten des Körpers. Im globalen Reich der Lebewesen wären die

Menschen also die Dichter und die Tiere die Tänzer, und folglich funktioniert Kommunikation in der Menschenwelt nur dann, wenn jeder die Ohren aufsperrt, während es im Tierreich darauf ankommt, die Augen offen zu halten. Wenn ich von der Sprache der Tiere spreche, ist deshalb in diesem Buch die Körpersprache gemeint.

Meistens jedenfalls. Denn natürlich bedienen auch wir Menschen uns der Körpersprache, genauso wie Tiere ihrerseits mittels der Stimme durch Laute oder Tonfolgen kommunizieren können – bestes Beispiel: der röhrende Hirsch. In seinem Fall wäre die Lautäußerung als Imponiergehabe gedacht – »Schaut her, ich bin der Größte und Schönste!« –, sie könnte aber bei anderen Tieren auch als Warnung gemeint sein oder als Bekräftigung eines Gebietsanspruchs, wie bei Singvögeln, und manchmal vielleicht auch einfach als Palaver, weil man sich etwas von der Seele trällern, krächzen oder schnattern muss. Wenn dem aber so ist, könnte man meinen, wenn also auch Tiere akustisch kommunizieren, dann sollte einer Verständigung zwischen Mensch und Tier doch nicht allzu viel im Wege stehen? Aber bei näherem Hinsehen stoßen wir hier auf ein ziemliches Problem.

Tatsächlich versteht in einem Wald jedes Tier die Lautäußerungen aller anderen – also nicht bloß innerhalb ein und derselben Art, sondern quer durch alle Arten. Selbstverständlich wollen sich eigentlich nur Artgenossen untereinander verständigen, aber Tiere anderer Arten schnappen diese Lautäußerungen ebenfalls auf, verstehen sie und reagieren darauf. Wenn äsende Hirschkühe beispielsweise einen Kolkkrabenschrei hören, schauen sie auf, überlegen kurz, stellen dann vielleicht fest: Ein Warnschrei war es nicht, lassen wir ihn halt schreien – und grasen beruhigt weiter. Sie wissen eben, wie es der Kolkkrabe gemeint hat und ob es sie betrifft oder nicht. Sollte allerdings ein Eichelhäher rufen, würden sie es nicht dabei bewenden lassen, die Ohren aufzustellen. Sie würden ihre Ohren vielmehr alarmiert in alle Richtungen drehen, denn der Eichelhäher wird in seiner Funktion als Wächter des Waldes von allen ernst genommen.

Oder nehmen wir die Hasenklage. So nennt man den Angst- oder Schmerzschrei des Feldhasen, ein heiseres »iiii«. Ein Fuchs vernimmt diese Klage über eine Entfernung von Kilometern und weiß dann: verletzter, angeschlagener Hase – folglich leichte Beute. Hält er sich in der Nähe auf, wird er auf jeden Fall schnurstracks dorthin laufen; er kennt diesen Schrei ja und weiß, was er bedeutet.

Und ein weiteres Beispiel dafür, wie Kommunikation über Artengrenzen hinweg funktioniert: Lässt ein Reh sein merkwürdiges Bellen vernehmen, beziehen alle anderen Tiere diesen Warn- oder Angstschrei auf sich selbst. Die ganze Stimmung in einem Wald kann sich durch einen solchen Schrei verändern. Es kann sogar sein, dass plötzlich alle Vögel verstummen. Bis eben haben sie gezwitschert und gepfiffen, doch für die nächsten zehn Sekunden herrscht Totenstille – da war doch was, da hat ein Reh gebellt, ziehen wir vorsichtshalber mal die Köpfe ein ... Und genauso reagieren Rehe auf die Brunftschreie von Hirschen – sie wissen Bescheid und machen

sich aus dem Staub. Wo Hirsche brunften, lässt sich im Umkreis des Brunftgebietes kein Reh mehr sehen – die können mit diesem Spektakel rein gar nichts anfangen, das ist ihnen zu viel Tamtam –, und da braucht kein Reh noch sicherheitshalber nachzusehen, da haben alle schon beim ersten Schrei verstanden.

Kurz gesagt: Jedes Tier beherrscht sämtliche Sprachen, die im Wald gesprochen werden. Keine Tierart führt hier ein isoliertes, nur mit sich selbst beschäftigtes Dasein, jede nimmt am vielfältigen Gesellschaftsleben des Waldes Anteil und interessiert sich auch für die Lebensäußerungen anderer Gattungen.

Aber kein Tier versteht die Sprache des Menschen. Was die Kommunikation angeht, leben Mensch und Tier in ganz und gar unterschiedlichen Welten. Alles, was ich sagen könnte, wäre für ein wildes Tier vollständig bedeutungslos. Spräche ich dort draußen mit einem Tier, würde es mich bestenfalls ignorieren, wahrscheinlich aber einfach davonlaufen. Das heißt: Seine Aufmerksamkeit – beziehungsweise seine Gleichgültigkeit, die mir viel lieber ist – errege ich nur durch meine Körpersprache. Und das bedeutet: Wer mit Tieren kommunizieren will, der muss lernen, jede seiner Bewegungen, jeden seiner Blicke, seine ganze Körperhaltung und selbst die Richtung, in der er sich bewegt, als Kommunikation zu verstehen. Als Anrede oder Gesprächsbeitrag. Darüber hinaus muss er lernen zu schweigen.

Und deshalb häufen sich zwischen Mensch und Tier die Missverständnisse. Sie häufen sich, weil Menschen aus Sicht von Tieren gewöhnlich mit einer durch und durch suspekten Körpersprache kommunizieren. Abgesehen davon, dass Menschen viel zu laut sind, bewegen sie sich viel zu schnell, zu abrupt, zu gehetzt. Sie verbreiten Hektik. Sie zerstören schon durch ihre Art des Auftretens jede Gesprächsgrundlage – und damit jedes Vertrauen. Um bei Tieren anzukommen, müssten Menschen geradezu aus ihrer menschlichen Haut heraus und sich einen völlig anderen Bewegungsstil zulegen. Und damit es nicht zu theoretisch wird, will ich jetzt die Geschichte einer Begegnung mit einem Rotfuchs erzählen. Das Vorspiel mitgerechnet, sind es sogar zwei Geschichten.

Es war im März, nachmittags gegen drei. Ein Tag, an dem endlich wieder die Sonne schien. Irgendwo im Nirgendwo hatte ich einen Baumstumpf auf einem Hügel gefunden und dort auf gut Glück meine Beobachtungsstation bezogen. Wie üblich tat sich nichts. Ich schaltete auf Stand-by und saß apathisch herum, als sich mir weiter unten eine Bewegung mitteilte. Ein merkwürdiger Ausdruck, ich weiß. Aber wie soll ich es nennen, wenn mein dämmerndes Gehirn plötzlich irgendwoher ein Signal empfängt, das auf die Anwesenheit eines Tiers schließen lässt?

Im nächsten Moment zeigte sich dort unten ein Fuchs. Auch er hatte mich entdeckt und sah zu mir her, gelassen, aber interessiert. Erstaunlich, denn um diese Uhrzeit war mit Füchsen eigentlich nicht zu rechnen. Während ich die ersten Bilder machte, setzte er sich hin, blickte weiterhin in meine Richtung, musterte mich unverwandt, mit dieser ruhigen Konzentration, wie sie nur Tieren eigen ist, und ich erwiderte seinen Blick. Von uns beiden war keiner in Eile.

Nach einer gewissen Zeit fand er die Sache offenbar langweilig. Dieser Typ da oben gehört anscheinend dort hin, mag er sich gedacht haben, und selbst, wenn nicht – einer, der sich nicht rührt, führt höchstwahrscheinlich auch nichts im Schilde, der dürfte harmlos sein, folglich brauche ich mich nicht länger mit ihm abzugeben ... Also stand er auf, machte kehrt und steuerte eine hübsche, kleine Lichtung an, kaum zwanzig Meter entfernt.

Mehr Vertrauen ist bei einem wilden Tier kaum denkbar. Nicht allein, dass er mir im Laufen den Rücken zukehrte, jetzt erstieg er auch noch einen Baumstumpf mit einer gleitenden Bewegung und setzte sich, das Gesicht von mir abgewandt, aufrecht hin. Ringsum lag noch Schnee, aber dieser Baumstumpf war frei und wurde von der Märzsonne beschienen. Dann und wann prüfte er mit einem kurzen Seitenblick, ob ich ihm gefolgt war – das war ich nicht –, wendete den Blick dann wieder ab und ließ sich seelenruhig seinen Pelz von der Sonne wärmen.

Es war ein Bild vollkommenen Behagens. Durch mein 600-Millimeter-Objektiv beobachtete ich, wie er immer wieder vorübergehend die Augen schloss und wegdämmerte, ganz den Wonnen dieses Sonnenbads hingegeben, während sein Fell im Licht der Nachmittagssonne feuerrot aufflammte. Er war also nicht auf der Jagd, er hatte nichts als Wellness im Sinn. Es war ein ekelhaft kalter Winter gewesen, jetzt ging er allmählich zu Ende, die Sonne gewann wieder an Kraft, und so ein Tag wollte ausgenutzt werden.

Er hatte sich übrigens nicht nur wegen des umliegenden Schnees für den schneefreien Baumstumpf entschieden. Der erhöhte Standpunkt war auch aus Sicherheitsgründen gewählt worden, wegen der Übersicht – in der Natur hast du ja nie die Garantie, dass dir nicht doch irgendwer an den Kragen will, und wer sich exponiert, möchte wenigstens eine gute Rundumsicht haben. Nach einer Dreiviertelstunde aber erfasste der Schatten seinen Baumstumpf, und der Fuchs verlor das Interesse an diesem Ort. Die Sonne hatte ihm gutgetan, doch jetzt war seine Mußestunde vorüber, und er verschwand – ohne die geringste Hast, und dennoch urplötzlich; drei, vier Schritte, und er war wie vom Erdboden verschluckt. So überraschend, wie er aufgetreten war, tauchte er auch wieder ab, ohne eine Schneeflocke aufzuwirbeln. ~~und da war kein Grashalm, der sich bewegt hätte.~~

Ein Zufall? Ja, natürlich. Aber ein Jahr später hatte ich eine ganz ähnliche Begegnung, ebenfalls im Frühling, allerdings etwas später im Jahr, an anderer Stelle und mit einem anderen Fuchs.

Der Schnee ist bereits geschmolzen, aber die Nächte sind noch kalt. Auch diesmal sitze ich wieder auf einem Baumstumpf und schaue mit einer gewissen Teilnahmslosigkeit in die Gegend. Da bemerke ich in der Ferne eine Bewegung. Ich benutze mein 600-Millimeter-Objektiv als Fernglas und entdecke einen Fuchs. Schade, dass er so weit weg ist. Und schade, dass ich ihn gleich wieder aus den Augen verliere.

Mit einem Mal taucht er erneut auf. Er ist näher gekommen. Und er läuft direkt